Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1906

263 (10.11.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 45

Visual Library

einen Kilometer lang, 60 Meter breit und 11 Meter hoch ist. Selbst mit den Senkstoffen, die dieser Strom in einer Stunde aus seiner Mündung wirft, könnte man noch zehn der riesigsten Frachtdampfer voll beladen. Was müssen nicht solche Ströme in geologischen Zeiträumen umgestalten.

Gesundheitspflege.

Blumen im Krankenzimmer. Ob ein Besuch der sonst so lieblichen Flora im Krankenzimmer der Gesundheit dienlich ist, über diese Frage ist vor kurzem aus Berichten einer größeren Angahl von Spitälern eine Statistik aufgestellt worden. Wenn gewisse Blumen oder überhaupt Blumen in einem gewissen Zustande in einem Krankenzimmer verbleiben, so können sie sehr wohl einen Einfluß auf den Kranken ausüben, von dem der Arzt sich Rechenschaft geben muß. Zunächst ist dringend zu empfehlen, die Einführung von abgeschnittenen Blumen in einem Krankenzimmer möglichst zu verhindern. Ist deren Vorhandensein an sich auch nicht schädlich, so kann doch leicht das Wasser, in dem solche Blumen aufbewahrt werden, ein Herd der Ansammlung von Keimen werden, wenn es nicht sehr oft erneuert wird, da es rasch verdirbt. Sicher jedoch dürfen dieselben abgeschnittenen Blumen nicht länger als einen Tag im Krankenzimmer geduldet werden, und am besten ist es, überhaupt nur Blumen in Töpfen zuzulassen. Künstliche Blumen sollten gänzlich verboten sein; sie sind wegen des Staubes, der ihnen anhaftet, die allergefährlichsten. Auch nach dem Geruch müssen die Blumen ausgewählt werden und es ist geruchlosen oder schwach riechenden Blumen der Vorzug zu geben, strenge und nervenerregende Gerüche dürfen nicht in das Krankzimmer gelangen. Auf der anderen Seite soll keineswegs das Zubringen von Blumen gänzlich verboten werden, da anzunehmen ist, daß der Anblick eines Veilchen- oder Vergißmeinnichtstraußes auf die Stimmung eines Kranken einen ausgezeichneten Einfluß haben kann.

Allerlei.

Silber im Meerwasser. Ein Gelehrter namens Malaguti hat erstmals das Vorhandensein von Spuren Silbers in einer außerordentlich großen Zahl von erzführenden Gesteinen nachgewiesen und bei sorgfältiger Untersuchung des Meerwassers gezeigt, daß dasselbe etwa ein hundertmillionstel des Gewichtes des Meerwassers beträgt; dies ist eine weit größere Masse, als bis heute menschliche Tätigkeit aus dem Innern der Erde zu gewinnen vermocht hat. Auch in dem Steinsalz aus den Salpeterbergwerken in dem Departement de la Meurthe hat man eine geringe Menge von Silber nachgutweisen vermocht. Ein anderer Gelehrter berechnete den Kochsalzgehalt des Meeres, wenn man es sich als einen Block Steinsalz denkt, zu mehr als drei Millionen Kubikmeilen, ein Volumen, welches mehr als fünfmal größer als die Alpen ist und hat dabei die durchschnittliche Tiefe des Meeres nur zu neunhundert Fuß angenommen. Die Salzquelle zu Artern bringt in dreihundert Jahren so viel Kochsalz zutage, daß daraus ein Würfel von 670 Fuß (Seite) gebildet werden könnte, sie bedürfte dreizehn dreiviertelmillionen Jahre, um eine Kubikmeile Steinsalz zu liefern. Da wir nun den Silbergehalt fast aller erzhaltigen Mineralien, die Zersetzung derselben durch Kochsalzlösung und die Löslichkeit des Silbers in derselben kennen, so kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die kolossalen Kochsalzmengen im Meerwasser, obwohl es nur 2 bis 3 Prozent davon enthält, in Berührung mit einer Menge von Erzadern am Meeresgrunde und den Küsten Silber in Masse aufzulösen imstande waren und sicher gelöst haben.

Die versunkenen Schiffe, welche Silbergeld und Barren führten, haben im Vergleich zu solchen Massen verschwindende Beiträge geliefert, aber auch solches Silber entzieht sich nachweisbar nicht der allmählichen Lösung im Meerwasser.

Wie der Zar Geschenke — kauft. In der Revue de Paris veröffentlicht Raymond Recouly Aufzeichnungen, in denen er allerlei „russische Geschichten" wiedergibt, die ihm von vertrauenswürdigen Personen mitgeteilt wurden. So erzählt er u. a.: „Nach dem Besuch des Zaren Nikolaus in Frankreich war die Pariser Presse der Meinung, daß sie verpflichtet wäre, dem Kaiser ein Geschenk anzubieten. Man ließ von Detaille ein Aquarell malen und schickte das Bild, aufs prächtigste eingerahmt, nach Petersburg, wo es dem Zaren übergeben werden sollte. Drei Monate vergingen, ohne daß das Komitee der Pariser Presse irgendeine Antwort erhielt: Kein Brief kam aus Petersburg, kein Zeichen des Dankes. Das Komitee fing an sich zu wundern. War das Geschenk auch richtig an seinen Bestimmungsort gelangt? In Petersburg lebende Franzosen wurden beauftragt, Nachforschungen danach anzustellen, und so erfuhr man schließlich, daß der Zar das Aquarell in der Tat erhalten hatte, es hatte ihm sogar so gut gefallen, daß er ihm den schönsten Platz in seinem Arbeitszimmer anwies. Aber warum hatte er dann nicht geantwortet? Die Verwunderung der Pariser Zeitungsmänner wurde immer größer. Man ließ weiter forschen und brachte am Ende in Erfahrung, daß das Bild dem Zaren von seiner Umgebung — verkauft worden war, und zwar für eine recht stattliche Summe; und da der Zar dafür hatte bezahlen müssen, hatte er auch geglaubt, niemand einen Dank schuldig zu sein."

Das Gefrieren des Schwarzen Meeres. Die Klimatologie von Kleinasien bietet Sonderbarkeiten dar, welche die Naturforscher zu allen Zeiten lebhaft beschäftigt haben. Eine der auffallendsten ist das Gefrieren des Schwarzen Meeres. Dieses wurde schon von den Römern (Ovid und Virgil) beobachtet und besprochen. Ovid lebte fünf Jahre als Verbannter im Schwarzen Meere, und in drei Wintern war dieses Meer in größerm oder geringerem Umfange mit einer Eisdecke belegt. Aelian, Ammianus, Marcellinus und Pomponius Mela bezeugen dieselbe Tatsache. In späterer Zeit war der Winter von 762 ein besonders kalter. Der Patriarch Nicephorus erzählt, daß in jenem Jahre Eismassen von besonderer Ausdehnung und großer Dicke gegen den Bosporus trieben und seine Mündung so versperrten, „daß man zu Fuß leichter über die Straße kommen konnte, als sonst in einem Boote." Im Jahre 762 scheint das ganze Schwarze Meer eine Zeit lang mit Eis bedeckt gewesen zu sein. Von einem Gefrieren in großem Umfange sind nicht weniger als achtzehn Beispiele bekannt.

Eine solche Kälte im Gebiet einer Wasserfläche, die sich vom 41. bis zum 47. Breitegrade erstreckt, ist eine Ausnahme von den allgemeinen klimatologischen Regeln. Sie begreift sich indessen, wenn man die Erklärung liest, die ein Gelehrter in seinem Werke über Kleinasien gibt. Er nennt drei Gründe, die das Gefrieren veranlassen:

1. Die Nordwinde, denen das Schwarze Meer völlig geöffnet ist. Sie streichen, ohne daß es auf ihrem Wege einen milderen Einfluß gäbe, vom arktischen Pol über die ungeheuern Schneeflächen Rußlands.

2. Die äußerst geringe Einwirkung, welche das Mittelmeer auf die Temperatur eines Wasserbeckens übt, welches mit ihm bloß durch eine schmale Straße in Verbindung steht.

3. Die starke Auflösung des Meersalzes im Pontus durch das Einströmen der süßen Wasser bedeutender Flüsse. Th.

Ein modernes Babel. Boston protestiert bekanntlich seit Jahren dagegen, daß man Newyork die größte amerikanische Stadt nennt. Es nimmt diesen Ehrentitel mit dem Hinweis darauf in Anspruch, daß Boston die größte von Amerikanern bewohnte Stadt sei, während Newyork ungeachtet seiner 3 437 202 Köpfe betragenden Bevölkerung wohl als ein modernes Babel, aber nie und nimmer als eine „amerikanische Stadt" betrachtet werden dürfe. Von der gesamten Bevölkerung sind nämlich nur 737 477 als Kinder in Amerika geborener Eltern hier geboren. Die gesamte weitere Bevölkerung besteht aus Eingewanderten und hier geborenen Kindern Eingewanderter.

Newyork ist auf Grund der Beweisführung Bostons allerdings nicht die größte „amerikanische" Stadt, dafür ist sie die größte irländische und die größte jüdische Stadt der Welt; sie ist die dritte deutsche, die vierte österreichisch-ungarische, die fünfte schwedische, die sechste norwegische, die siebente italienische und die achte russische Stadt. An Irländern zählt Newyork nicht weniger als 595 210, während Belfast, die größte (zusammenhängende) Stadt Irlands, nur 384 965 Einwohner zählt. An Juden gibt es in Newyork 672 755, während Warschau nur 262 824 zählt. Als deutsche Stadt rangiert Newyork mit 658 851 gleich nach Berlin und Hamburg, als österreichisch-ungarische Stadt mit 177 198 nach Wien, Budapest und Prag usw. Die Zahl der im Ausland Geborenen oder als Kinder von Eingewanderten hier geborenen Einwohner Newyorks beträgt 2 339 895, wovon 1 270 080 eingewandert sind. Von letzteren sind 23,4 Proz. Deutsche, 21,7 Proz. Irländer, 12,2 Proz. Russen und 11,5 Proz. Italiener. Interessant ist es, daß über ein Viertel der Eingewanderten im ganzen Lande, nämlich 25,8 Proz., Deutsche sind. Die Irländer bilden 15,6 Proz., die Engländer 8,1 Proz., die aus anderen Ländern noch weniger.

Ein untergegangener Vogel. In den hochnordischen Meeren lebte bis vor wenigen Jahren ein sehr seltener und interessanter Vogel. Es war eine Alke, welche die flügellose genannt wurde. Vor einigen Jahren wurde von Isländern das letzte Paar solcher Vögel gefangen und an ein englisches Museum verkauft. Seitdem ist der Vogel verschollen. Um zu ermitteln, ob er wirklich untergegangen sei, begaben sich englische Naturforscher nach Island. Die flügellose Alke hatte in der Nähe der Insel mehrere Standorte gehabt, die Geiervogelscheeren in der Nähe von Cap Reykjanäs und einige ähnliche Klippen im Nordosten. Die Engländer sind unverrichteter Dinge zurückgekehrt. In vielen Sommern ist es wegen der starken Brandung unmöglich, an den Geiervogelscheeren zu landen. Obgleich die Engländer sich in dem den Klippen nächst gelegenen Küstenorte niederließen und zwei Monate lang geduldig warteten, kam doch kein Tag, an dem eine Fahrt hätte gewagt werden können. Ebenso mißlang der Versuch, durch einen nach den Klippen im Nordosten geschickten isländischen Studenten Kunde zu erlangen. Er kehrte nach einigen Monaten zurück und hatte jenen zweiten Fundort ebenfalls nicht betreten können. Seither jedoch ist eine Expedition gelungen, welche, wenn auch nicht lebende Tiere, so doch schöne Skelette des seltsamen Tieres mitbrachte.

Freiheit.

Frei schwebt der Vogel in der Luft,
Frei brausen durch den Wald die Winde,
Frei stürzt sich durch die Felsenkluft
Das Bächlein nieder in die Gründe.

Frei in der herrlichen Natur
Entfalten sich Millionen Blüten,
Der Mensch, „der Schöpfung König", nur
Läßt sich in schwere Fesseln schmieden.

Sobald ein freies, trotz'ges Wort
Ist seinen Lippen stolz entflohen,
Da rasseln um ihn her sofort
Die Ketten, die ihn arg bedrohen.

Da muß er, seines Lebens Mai
Vertrauernd, in dem Kerker liegen,
Die Mücke neidend, daß sie frei
Sich darf im Sonnenstrahle wiegen.

O Menschheit, diese tiefe Schmach,
Wie lange noch soll sie dich drücken?
Du siehst der ganzen Schöpfung nach,
Schämst du dich nicht, sie anzublicken?

Humoristisches.

Das Beste. „Wissen Sie, was ich gern lesen möchte?" — „Gewiß Hohenlohes Memoiren." — „Nein, ich möchte das lesen, was Professor Curtius darin unterdrückt hat!"

Russisches Festspiel. Exz. v. Hülsen: Wenn zur nächsten Taufe ein Großfürst nach Berlin zu Besuch kommt, müßten wir ihm zu Ehren ein Stück aufführen, daß sich ein bißchen russisch macht und ihn heimatlich anmutet. — Hofmarschall: Nun, dann wäre wohl das beste das Stück aus dem Thalia-Theater: „Wenn die Bombe platzt!" (Lustige Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 45. Karlsruhe, Samstag den 10. November 1906. 26. Jahrgang.

An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. A. Simacek.
Aus dem Böhmischen übersetzt von Franta Hájek.

26) (Nachdruck verboten.)

Mit einem blöden Lächeln im Gesichte, folgte ihr der Mann dahin.

„Braucht Euch nicht so zu zieren; hoffentlich können wir noch zusammen plaudern, so lange wir hier so schön allein sind", sagte er mit heiserer Stimme, und ergriff ihre Hand.

Lena riß sich ihm heftig aus und rief wütend, ihn verächtlich messend: „Laßt mich!"

Das machte den Mann nur noch kecker:

„Nur nicht so hitzig, Jungferchen! Ich habe auch noch ein bischen Kraft", zischte er, und faßte Lena aufs Neue bei den Händen und schloß sie wie mit einem Schraubstock. „Müßt nicht so stolz sein", sprach er zu ihr, sie widerwärtig anlächelnd: „Hier in der Fabrik müssen wir uns schon hübsch vertragen, uns zusammen auch ein wenig amüsieren, haben wir ohnehin nichts bei all der Schinderei."

Lena befreite in diesem Augenblick ihre rechte Hand und schlug ihn mit aller Wucht ins Gesicht. Aus ihren Augen schienen Flammen zu sprühen, und niemand hätte jenes demütige Geschöpf erkannt, das noch vor einer Weile an der Werkstätte vorbeischlich.

Das brachte nun den Mann erntlich in Wut. Er schrie auf, und stürzte sich wie ein wildes Tier auf Lena, und drückte sie gegen die Wand. Sein Mund stand offen, die Zähne knirschten und die Augen schienen ihm überzuquellen.

Lena erfaßte ein Entsetzen. Obwohl sie selbst ungewöhnlich stark war, diesem Manne in seiner Raserei konnte sie sich nicht erwehren. Schreien konnte sie nicht, da er mit einer Hand ihr den Mund zuhielt, mit der anderen ihren Körper umschlang und sie nun mit dem eigenen Körper an die Mauer drückte.

In diesem entsetzlichen Augenblick mußte sie gedenken, wie sie damals in einem ähnlichen Kampfe sich jenes Paul erwehrte. Damals siegte sie, heute wird sie unterliegen. Dieses Bewußtsein raubte ihr noch ihren letzten Rest von Kraft, den sie noch besaß. In dem Augenblick, als ihre Kräfte schon zu schwinden begannen, und sie in Angst und Schrecken schon die Augen schloß, fühlte sich der Angreifer plötzlich von zwei festen Händen gepackt, und ehe er sich dessen versah, mit aller Wucht zur Seite geschleudert. Lena, in ihrer größten Not befreit, hielt den Atem an. Sie fühlte daß etwas geschehen ist, und zögerte die Augen zu öffnen. Gewiß war Wenzel gekommen und hatte sie befreit. Nur er konnte es sein, und so in froher Hoffnung hob sie endlich die Lider. Vor ihr stand Kuchar, und blickte mitleidsvoll sie an. Jener Kuchar, deren Anblick sie mit Mut und Zorn erfüllte. Lena seufzte tief, dann konnte sie nicht anders, als ihm einen unendlich dankbaren Blick zuzuwerfen. — —

Nach einer Weile wurde schon geläutet, und ein jeder ging an seine Arbeit, die nun ununterbrochen vor sich ging. Wenzel bekam Lena seither nicht mehr zu sehen, sie merkte wohl, daß er ihr absichtlich auswich. Wenn er Nachts nach Hause ging, wird er ihr nicht auswichen können, sie wird ihm schon auflauern. Mit diesem Gedanken befaßte sie sich schon den ganzen Nachmittag, bis es sechs Uhr wurde und sämtliche Arbeiter, die Schlosser ausgenommen, die Fabrik verließen. Als Lena in die Kaserne kam, sah sie, daß auch der Mann, der sie heute überfallen hatte, ebenfalls hier wohnt.

Voll Unruhe räumte sie mechanisch in der Stube umher, der Vater, von der Arbeit ermüdet, setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Die Chwatal machte Feuer, um ein bißchen Suppe oder irgend ein paar Kartoffeln zu kochen. Das siehe Kind lag in seinem Bettchen und wimmerte leise. Ein Strahl der untergehenden Sonne drang in die Stube und spielte auf der gegenüberstehenden Wand und auf dem defekten Fußboden seine Farben spiele. Lena trat wiederholt an den Vater heran, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, denn ihre Lippen bebten. Aber der alte Krusina achtete nicht darauf. Wie bei den meisten Arbeitern, die in solchen unwürdigen Verhältnissen schwer arbeiten müssen, stumpfte auch bei Krusina das Gefühl ab, auch hat er sich schon längst daran gewöhnt, in Lena mehr einen Gehilfen in der Arbeit als eine Tochter zu sehen. Auch wußte er, daß sie ein ganz eigenartiges Geschöpf sei, das er nicht verstand, und es darum nach eigenem Gutdünken schalten und walten ließ, in der Ueberzeugung, daß Lena Manns genug ist, wenn ihr etwas begegnen sollte, sich zu erwehren. Darum hat er sich um sie gar nicht gekümmert, und es vergingen wiederholt Wochen, ohne daß die beiden miteinander sprachen, die dringendsten Nahrungs- und Tagesangelegenheiten ausgenommen.

Chwatals Frau pflegte mit Lena auch nicht viel zu plaudern. Was soll man auch mit einem „Narren" besprechen? Sie war noch froh, daß Lena noch ein „guter Narr" gewesen ist, und daß sie weder zank- noch streitsüchtig war und sich stillschweigend ihrem Kinde widmete. Was Lena sonst tat, interessierte die Frau wohl als etwas absonderliches, aber sie ließ sie machen und hinderte sie nicht in ihrem Tun.

In der Stube herrschte schon eine Dämmerung, die ohnehin zum trauten Meinungsaustausch herausfordert, und so trat Lena endlich an den Vater heran und sagte in ihrer stillen Weise:

„Hört, Väterchen, ich werde einen neuen Rock brauchen und auch eine Jacke, und Schuhe werde ich auch haben müssen."

Es war wohl zum erstenmale, daß sie sich mit einem solchen Anliegen an ihn wandte, und da war es nicht zu verwundern, daß Krusina, als er diese ungewohnte Angelegenheit vernahm, den Kopf erhob und sie von oben bis unten mit großen Augen maß.

„Hast du Geld? Ich habe keins", sagte er kurz.

Lena mochte auf eine solche Antwort gefaßt gewesen sein, sie kannte ja ihren Vater, welcher ungewöhnlich sparsam, ja beinahe geizig war. Freilich mußte er sich sehr einrichten, um bei dem kargen Verdienst auszukommen. Aber es schien, Lena doch, daß er in seiner Sparsamkeit doch zu weit ging.

„Aber so wie ich jetzt bin, kann ich ja nicht mehr gehen!" wagte sie auf Vaters Antwort zu erwidern.

„Bist oftmals noch schlechter gegangen, und hast dich nicht beklagt," knurrte er ungeduldig.

Allerdings hatte sie sich nie beklagt, weil sie das Bedürfnis nicht empfand. Aber jetzt dürftet sie förmlich nach besserer Kleidung, nachdem sie ihre Verwahrlosung erkannt hatte und sich ihrer zu schämen anfing.

„Suche dir etwas extra zu verdienen und kaufe dir, was du brauchst," sagte Krusina, als er sah, daß sie nicht von der Stelle ging.

Ach ja! Er hat recht, dachte Lena. Sie wird den Herren bitten, daß er sie nach Feierabend arbeiten läßt, sie will gerne bis Mitternacht und auch länger arbeiten, und dadurch kommt sie wieder Wenzel näher. Daß sie diesen Einfall nicht schon früher hatte? Ob man sie arbeiten läßt?

Am liebsten wäre sie sofort in die Fabrik gelaufen und hätte ihre Bitte vorgebracht. Sie will keine Arbeit scheuen und alles tun, was man von ihr verlangt, sie kann im Notfall das Rad an der Bohrmaschine drehen und gar nicht darauf achten, wenn die Schlosser sie höhnen und verspotten. Und mögen sie sie auch beschimpfen, sie wird alles hinnehmen. Ihre Demut und die Selbsterniedrigung wird vielleicht Wenzel rühren und ihr wieder zuführen.

Bei diesen Gedanken konnte Lena in der dumpfen Stube nicht länger aushalten. Die niedrige Decke schien sie niederdrücken zu wollen, die Wände beengten sie, und in ihre alte Aufregung verfallend, stürzte sie hinaus. Als sie über den Gang lief, brallte sie entsetzt zurück. Gerade ihr gegenüber ging eine Tür auf und auf der Schwelle erschien jener Mann, der sie heute früh überfallen hatte. Am ganzen Leibe zitternd, kehrte sie schleunigst um. Das Herz schlug ihr heftig, ihr Atem ging schneller. Als sie wieder in der Stube war, empfand sie die Schwüle und Enge derselben zwiefach, und hinaus getraute sie sich nicht. Sie hätte zum Fenster hinausspringen mögen, und die Unmöglichkeit der Ausführung machte sie rasend. Sie wird doch nicht so in der Stube eingeschlossen bleiben? Eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde will sie noch warten, inzwischen wird der Mensch doch zu Bette gehen, oder sich sonst entfernen. Warum verfolgt er sie? Was geht sie ihn an? — Sie ahnte, daß sein Erscheinen kein bloß zufälliges gewesen, daß er ihr aufgelauert hat und nun wartet, bis sie herauskommt. Aber wie konnte er ahnen, daß sie hinauswollte? Haben ihm vielleicht die anderen gesagt, daß sie abends hinauszugehen pflegt, manchmal vor der Kaserne steht oder auch gar in den Wald geht? Wahrscheinlich! Wie hätte er es sonst erfahren können? Und wenn er ihr so weiter auflauert, daß sie nicht hinauskann, und Wenzel nicht trifft?

Diese Befürchtung beunruhigte Lena, doch wartete sie ungeduldig weiter, bevor sie zum zweitenmale hinaustrat, um sich von der Wahrheit ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Vergebens! Obwohl sie ganz leise, kaum hörbar heraustrat, und leise an der Wand vorbei schlich, trat der Mann doch auch sofort aus seiner Stube. Lena hatte kaum noch die nötige Zeit, um schnell umzukehren. Wohl konnte sie vor Wut, aber was sollte sie tun. Sie kann doch nicht jetzt am Abend noch Lärm machen, oder gar in der Kaserne einen Auflauf veranlassen! Und diesem starken Kerl war Lena in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht gewachsen. Sie kommt schon zu der Erkenntnis, daß ihr Vorhaben sich kaum durchführen läßt; ihre Hoffnung, Wenzel auf dem Heimwege abzufangen, begann zu schwinden. Zweimal hatte sie noch versucht, hinauszukommen, nachdem im Hause schon fast alles schlief, aber stets mit demselben Erfolg wie früher.

Das hat ihr noch gefehlt in ihrem Schmerze.

Nun konnte sie die hervorstürzenden Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie legte sich auf ihren Strohsack und das Gesicht in das harte Kissen drückend begann sie zu weinen. Es waren Tränen des Schmerzes und der Wut. Manchmal hob sie den Kopf und lauschte, ob sie keine Schritte von der Straße vernimmt. In ihrer Aufregung wähnte sie immer Wenzels Stimme zu vernehmen, der nun aus der Fabrik kommt und mit den Kameraden plaudert. Jedesmal sprang sie auf, und die Stirn an die kalten Scheiben drückend, spähte sie durch das Fenster nach der Straße hin. Der Himmel hatte sich überzogen mit Wolken, die nur ab und zu einen Strahl des Mondes durchließen. Ein scharfer Wind beugte die Bäume vor dem Hause, und drang mit seinem unheimlichen Pfeifen durch den Schornstein und in den Ofen. — —

Chwatals Kind begann zu weinen. Heute tat ihr das Weinen des Kindes in der Seele wehe, sie war schon im höchsten Grade aufgeregt und empfindlich geworden. Leise nahm sie das Kind auf den Arm und

begann es zu schaukeln, so daß es sich wieder beruhigte. Zärtlich drückte sie das kleine Wesen an sich und versuchte alle ihre Gedanken nur an das Kind zu richten. Es gewährte ihr eine kleine Beruhigung, indem es ihre Gedanken von ihrem ewigen Grübeln ableitete. Zwar tauchte die Fabrik mit allem, was Lena an sie fesselte, immer noch auf, aber ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dem kranken Kinde zurück. Je näher die Mitternachtsstunde kam, desto mehr ging Lena in der Sorge um das kleine Wesen auf. Mit der zunehmenden körperlichen Ermüdung wuchs auch jenes schmerzlich süße Gefühl, voll der zärtlichsten Liebe zu dem kleinen unschuldigen Wesen in ihren Armen. Es war, als wäre das erste süße Gefühl der Mutterliebe in ihr erwacht, und das starke, rauhe und wilde Wesen Lenas war dadurch wie verwandelt.

Ein unbekanntes etwas, was ihr plötzlich zum Bewußtsein kam und sie schwindeln machte, durchzog jetzt ihr Herz und das Hirn. Dieses neue Gefühl verdrängte mit einem Schlage all ihren Zorn und glättete die noch hochgehenden Wogen der erlebten Aufregung des heutigen Abends. Das Mädchen glaubte sich von einer süßen Ohnmacht befallen und drückte das Kind so fest an ihre Brust, daß dasselbe laut aufstöhnte. Dieser Schmerzenslaut brachte sie auf den Gedanken, wie überaus schmerzlich es sein muß, das eigene Kind leiden und sterben zu sehen. Dabei neigte sie sich wieder zu dem Kinde und küßte es zärtlich auf das fieberhetze Köpfchen, dann setzte sie sich mit ihm auf das eigene Lager und summte ihm halblaut ein Liedchen — — —

Der Wind draußen hatte sich etwas gelegt. Der Mond kam gerade wieder zum Vorschein und beleuchtete das ärmliche Zimmer. Immer stiller wurde es in dem großen Hause. Auch aus den anderen Stuben drang kein Geräusch mehr herein, man vernahm kein Zuschlagen der Türen mehr, hörte auf dem Gange keine vorüberschleichenden Schritte. Alles stille — — — doch da — — Lena horchte auf. Gewiß, sie täuschte sich nicht — — sie vernahm von der Straße bekannte Stimmen, es war Wenzel, der mit den Kameraden aus der Fabrik kam und im Vorübergehen mit ihnen plauderte. Wenzels Stimmen unterschied sie ganz deutlich, obwohl sie nicht verstand, was sie sprachen. Ihr erster Gedanke war, hinauszustürzen, seine Knie umfassen und nicht eher loszulassen, bis er sich zu ihr geneigt, sie angeredet hätte. Aber eine unbegreifliche Angst vor dem fremden Menschen in der andern Stube hielt sie ab. — Sie fühlte wieder seine, wie eiserne Klammern feste Arme, empfand seine Umarmung, und — schüttelte sich angeekelt. Und dann das Kind! — Sie konnte es doch nicht so schnell von sich werfen. — — — Die Schritte der vorübergehenden Schlosser verhallten, ihre Stimmen verstummten ehe Lena nur zu einem Entschluß kommen konnte. Mit dem Kinde auf dem Arm stellte sie sich an das Fenster und blickte hinaus, ohne etwas unterscheiden zu können. Sie seufzte tief und durchmaß mit dem Würmchen auf dem Arm wieder die Stube. Nach einer Weile setzte sie sich nieder, und machte dabei die Wahrnehmung, daß sie müde, ach so sehr müde war. Der Augenblick, wo Wenzel mit den Genossen vorüberging, wühlte all ihren Schmerz, ihre ganze Sehnsucht, aber auch ihren Zorn auf. Ein schneidendes Wehe krallte sich an ihr gepeinigtes Herz, und es verging eine geraume Weile, ehe sie wieder etwas beruhigt ihr Denken dem kranken Wesen zuwenden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen, lest die Zeitung!

„Was liest du, werte Leserin, wenn es dir gelungen ist, dich der Zeitung, die dein Mann so lange für sich in Anspruch nahm, zu bemächtigen?"*)

„Zuerst die Inserate."

„Und dann?"

„Die Familiennachrichten."

„Dann?"

„Die Romanfortsetzung gewöhnlich, manchmal auch den Theaterbericht."

„Und wie ist es mit dem politischen Teil? Liest du den nicht?"

„Nein, wahrlich nicht! Den überlasse ich den Männern; ich werde doch keine Politik treiben sollen? Zu den Frauen, die das Stimmrecht verlangen oder in das Parlament gewählt werden wollen, gehöre ich nicht. Ich würde doch immer nur den Mann wählen, den ich liebe."

„Gut, aber solltest du kein Vergnügen daran finden, verstehen und würdigen zu können, was diesen Mann beschäftigt und interessiert?"

„Es klingt so garstig, wenn Frauen politisieren."

„Das brauchst du ja nicht zu tun, wenn es dir nicht gefällt. Wenn Leonore im „Tasso" es als ihren höchsten Genuß preist, „zuzuhören, wenn kluge Männer miteinander sprechen," so wird sie kaum ein mechanisches Zuhören damit meinen, sondern ein Hören, das zugleich Verstehen und Begreifen ist. Warum sollteest du dich nicht bemühen, Ein- und Ueberblick in die allgemeinen Weltverhältnisse und in die besonderen deines Vaterlandes zu gewinnen!"

Wie gerne würde der Mann oft mit seiner Frau über die großen Fragen der Zeit reden, fände er Verständnis und Teilnahme bei ihr dafür! Wie gut würde der weitausgreifende, auf das Große gerichtete Sinn des Mannes sich mit dem scharfen Blick der Frau für das Kleine und Naheliegende vereinigen, welch' festen Boden für ihre eheliche Gemeinsamkeit würde die Begeisterung für dieselben hohen Ziele und Zwecke bieten.

Unsere Zeit ist nicht zufrieden mit der Frau, die sich gänzlich einspinnt in ihre Wirtschaft, nur Sinn für Küche und Kinderstube hat und sich fern von allen geistigen Bestrebungen hält, sie verlangt, daß die Frau als guter Kamerad ihren Mann begleite auch auf seinen Ausflügen in das Reich des Geistes, daß ihr kein Gebiet, in dem er sich zu Hause fühlt, gänzlich fremd bleibe.

Es handelt sich ja nicht um politische Sachen allein. Die Zeitungen — wir sprechen nur von den guten und ziehen auch die Wochen- und Monatsschriften mit heran — bringen fast in jeder Nummer vieles, das von hohem, zeitgemäßem Interesse ist, und das — wo den Frauen meist ungelesen bleibt. Eine Schilderung ethnographischen, historischen, naturwissenschaftlichen Inhalts mag noch so gediegen und lehrreich sein, fehlt ihr das novellistische Element, so wird sie als langweilig einfach überschlagen. „Ich verstehe zu wenig davon," heißt es auch wohl. Dieses Verstehen aber soll das Lesen guter Aufsätze eben vermitteln. Liest man ausschließlich sogenannte „leichte Lektüre", so entwöhnt sich der Geist des ernsten Denkens, das ist nicht zu leugnen.

Was man in der Schule lehrt, hat nur zum kleinen Teil den Zweck, fürs Leben behalten zu werden, sein Hauptzweck ist, den Geist bildsam und aufnahmefähig zu machen; reicht man ihm später keine entsprechende Nahrung mehr, so verlieren sich Schärfe und Beweglichkeit der geistigen Auffassung nur allzu bald. Auch hier tut Uebung das meiste. Mit der Uebung kommt das Verständnis, mit dem Verständnis kommt das Vergnügen an dem Gelesenen. Langweilig ist nur, was man nicht versteht.

Auch Theaterbesprechungen und Bücherkritiken sollst du lesen, nicht bloß um deiner Unterhaltung Stoff dadurch zu geben, sondern um mitzugehen mit deiner Zeit, sie in jeder ihrer Richtungen und Strömungen kennen zu lernen. Es soll kein charakteristisches Stück, kein bedeutendes Buch, kein Aufsehen erregendes Kunstwerk geben. Du sollst deine Meinung der fremden Meinung nicht bedingungslos unterordnen, sie soll dir nur dazu dienen, dein eigenes Urteil zu ergänzen oder dich in ihm sicher zu machen. Auch von dem Gegner können wir lernen, oft sogar mehr als von dem Gleichgesinnten.

Und wie mit den Zeitungen sollst du es mit den Büchern halten, nicht nur Unterhaltung, sondern Bildung und Unterrichtung darin suchen. Wenn du ein ernstes Werk ernst liest, so wirst du bald merken, wie gut es deinem Geiste tut, du wirst dein inneres Leben an ihm wachsen und erstarken fühlen.

Und die Zeit dazu? Ein Stündchen alle Tage findet wohl auch die eifrigste Hausfrau, um sich geistig zu beschäftigen, und findet sie es nicht täglich, so vielleicht jeden zweiten, dritten Tag. Sie muß nur mit der Zeit zu sparen und zu geizen wissen, einen überflüssigen Besuch abkürzen oder unterlassen, etwas früher aufstehen, etwas weniger Zeit bei der Toilette oder einer unnützen Handarbeit verbringen. Das summiert sich schon. Gerade für die eifrige Hausfrau ist es ein Gebot der geistigen Selbsterhaltung, einmal zu vergessen, was das häusliche Leben an kleinlichen Sorgen und Mühen bringt, alles, was ihren Ausflug in eine andere Sphäre hemmen will, abzuschütteln und für eine Weile nicht Hausfrau, nicht Köchin, ja nicht einmal Mutter zu sein, sondern ein freier Mensch, der seinem eigenen Selbst lebt. Kehrt sie dann wieder zurück in den Pflichtenkreis, der ihr Leben umfaßt, so wird ihr die häusliche Arbeit leichter und besser vonstatten gehen, als wenn sie nie ein Ausruhen in dem stumpfen, dumpfen Alltagsgetriebe kennt.

Du meinst, zu solchem geistigem Streben gehöre ein freies, mutiges Herz, und das deine sei schwer und bedrückt? Das ist ja gerade das Segensreiche alles geistigen Strebens, daß es uns abzieht von unseren persönlichen Verhältnissen, uns das rechte Maß für unser Leid gibt. Wer sich mit den Fragen der Allgemeinheit beschäftigt, die großen Fragen der Menschheit in seine Gedankenwelt zieht, der trägt auch ein schweres Schicksal anders, als jemand, dessen Blick sich nicht über seinen eigenen, engen Kreis zu heben weiß.

Die Frau ist es, welche die geistige Atmosphäre des Hauses bestimmt. Gern läßt sich der Gatte, der selbst nicht viel über Beruf und Geschäfte hinausdenkt, von der Frau mitziehen in höheres Gebiet; mit frohem Auge sieht der Gatte, dem geistige Genüsse Bedürfnis sind, seine Neigungen und Bestrebungen geteilt von der Frau seines Herzens.

Daß das Denken der Frau nicht über einen neuen Hut, ein gutes Rezept, ein modernes Kleid hinausgeht, wie die Witzblätter glauben machen möchten, das soll der Mann nie glauben dürfen, die Frau soll ihn zwingen, sie geistig als ebenbürtig einzuschätzen, anzuerkennen, daß „sie seines Geschlechtes" ist.

Vorausgesetzt bleibt hiebei natürlich immer, daß die Frau ihre häuslichen Pflichten nicht vernachlässigt. Für eine Frau, die sich für alles Hohe und Große begeistert, aber ihr Hauswesen verabsäumt, wird niemand, am wenigsten der Ehegatte, schwärmen. Halten wir aber Umschau im Leben, so finden wir, daß gerade geistig hochstehende Frauen ihrem Haushalt vorzüglich vorzustehen und ihren Kindern eine musterhafte Mutter zu sein verstehen.

Was wir vom Lesen sagten, gilt auch von der Ausübung eines gegebenen Talentes. Wie oft findet man junge Mädchen, die sich im Malen, im Musizieren, im Dichten, in der Kenntnis fremder Sprachen auszeichnen — kaum Frau geworden, schlafen alle diese Talente ein; nach ein paar Jahren sind sie oft nicht mehr ins Leben zu rufen.

Der Uebereifer der jungen Gattin, der Mutter, macht das völlige Aufgehen in den neuen Pflichten zu Ungunsten der alten begreiflich, aber löblich gewiß nicht. Wie schmückt ein Talent der Frau das ganze Haus, erfreut den Gatten, eifert die Kinder zu ähnlichem Streben an, gibt der einfachsten Geselligkeit Reiz!

Gewiß, es gibt Zeiten, in denen die Frau ganz von ihren Pflichten in Anspruch genommen wird; in solchen Zeiten heißt es, das können so weit zu pflegen, um es nicht ganz zu verlieren; kommen dann ruhigere Zeiten, so kommt zum Erhalten das Vermehren und Ausbilden. Mit welchem Bedauern sieht man oft später auf ein nicht gepflegtes, vernachlässigtes Talent zurück.

Auch ist die praktische Frage hiebei nicht zu übersehen. Oft wird ein Talent zum Schwimmgürtel, der über böse Zeiten hinwegträgt! Oft ersetzt oder unterstützt es den Erwerb des Mannes. Wieviel Kinder hat ein Talent der Mutter, der Witwe schon erzogen! Wieviel Schwierigkeiten geebnet, wieviel Sorge verscheucht! Ein jedes Talent ist ein Kapital, das man ins Leben mitnimmt. Ein Kapital liegen lassen, ohne Zinsen davon zu erheben, es vergraben, bis es verrostet und wertlos geworden, welche kluge Frau täte das, und welcher verständige Mann dankte ihr dafür?

*) Diese beherzigenswerte Mahnung ist mit Erlaubnis des Verlags einem eben erschienenen Buche: Die Frau nach dem Herzen des Mannes von Helene Stöll (Dresden, Max Setzfert), entnommen.

Die Entwicklung der Hauptstädte der Welt.

Die fortgesetzte Anhäufung von Volksmassen in den großen Hauptstädten gehört zu den charakteristischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Die Bedeutung dieser Tatsache ist gar nicht zu übersehen, und in besonders kräftiger Abneigung gegen den Aufenthalt in einer Großstadt im Vergleich zum Landleben dadurch Ausdruck gab, daß er erstere als einen Haufen von Ziegelsteinen und Zeitungen bezeichnete. In einigen Ländern haben die Großstädte eine ganz ungeheuerliche Entwicklung genommen, und es hat den Anschein, als ob sie auf die Landbevölkerung eine geradezu magnetische Anziehungskraft ausüben. Im französischen hat man sie daher Villes tentaculaires genannt, wofür die deutsche Sprache ein Gegenstück in dem Wort von den „Polypenarmen der Großstadt" besitzt. Der Mouvement Geographique gibt einige eindrucksvolle Angaben über diese Entwicklung und führt einen Vergleich der größten Hauptstädte der Welt durch.

An die Spitze wird selbstverständlich London als die meistbevölkerte und ausgedehnteste Stadt gestellt. Der Name London hat eigentlich einen dreifachen Begriff, denn es ist zu unterscheiden zwischen London City, London County und Greater London. Die City ist die innere Stadt, der alte Kern des Riesenleibes mit einer besonderen Verwaltung, eigener Polizei und altehrwürdigen Vorzugsrechten. Sie besitzt einen Flächenraum von 273 Hektar, während die Grafschaft London 30 500 Hektar bedeckt. Greater London oder Groß-London, der gesamte Bereich der hauptstädtischen Polizeigewalt, umfaßt dann gar 179 200 Hektar. Die Grafschaft London ist eingeteilt in 29 Boroughs, deren jedes eine Bevölkerung zwischen 51 600 und 835 000 Seelen umschließt. Nach der letzten Zählung von 1901 hatte London County 4 536 541 Einwohner und 616 461 Häuser. Die Stadt London als zusammenhängender Komplex einer bebauten Fläche hat jetzt rund 6 Millionen Einwohner. Von besonderem Interesse ist nun ein Vergleich Londons und der anderen großen Hauptstädte mit Bezug auf die Dichtigkeit der Menschenansammlung. In der Grafschaft London wohnen also auf 30 500 Hektar rund 4½ Millionen Einwohner oder 150 Menschen auf einem Hektar. In Berlin dagegen entfallen rund 2 Millionen Menschen auf nur 6300 Hektar, so daß die Volksdichte auf 320 zu berechnen ist. Nur eine Hauptstadt steht in dieser Hinsicht noch ungünstiger da, nämlich Paris, das für seine 2¾ Millionen nur 7800 Hektar und zirka 80 000 Häuser zur Verfügung hat, so daß auf jedem Hektar 350 Menschen wohnen. Sehr viel weitläufiger ist Wien, dessen 1¾ Millionen Einwohner auf 17 200 Hektar Platz finden, also 100 auf einem Hektar.

Am allerungünstigsten stellen sich die Verhältnisse in Newyork, was man nach der Ausnutzung des Platzes durch die Himmelkratzer eigentlich gar nicht erwarten sollte. Tatsächlich hat Newyork für 3¾ Millionen Einwohner 82 500 Hektar, also fast dreimal soviel wie die Grafschaft London, so daß auf jedes Hektar nur 45 Menschen kommen, weniger als der siebende Teil der entsprechenden Ziffern für Berlin. Dabei ist allerdings in Rücksicht zu ziehen, daß die Entwicklung und Verschönerung der deutschen Hauptstadt erst das Werk der letzten 30 Jahre gewesen ist, und daß sich die Ausbreitung der Bevölkerung auf einem größeren Raume erst neuerdings durch den Aufschwung der Vorstädte kräftiger zu vollziehen begonnen hat.

Wien, das sich seit der Aufhebung des alten Weichbildes mächtig ausgedehnt und etwa fünfzig große Dörfer annektiert hat, übertrifft Berlin an Flächeninhalt und das dreifache, wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß auf diese Fläche bei Wien außerordentlich viel unbebauter Boden fällt. Auch Petersburg besitzt übrigens eine weit größere Ausdehnung als Berlin und sogar als Paris, obgleich es nur etwa 1½ Millionen Einwohner zählt. Es wäre aber falsch, daraus einen Schluß auf eine besonders günstige Verteilung der Einwohner in der russischen Hauptstadt zu ziehen, denn die Masse der Arbeiterbevölkerung ist in ungeheure Blocks zusammengepfercht, und nur die Wohlhabenden wohnen auf geräumigen Flächen. Auch für Newyork dürfte übrigens ähnliches, wenn auch nicht in demselben Grade, gelten, wie für Wien, weil die ungeheure Ausdehnung nur wesentlich durch Einverleibung wenig bebauter Ländereien erzielt worden ist.

Der warme See auf Neuseeland.

Auf der Nordinsel von Neuseeland läßt sich eine vulkanische Spalte, die zwischen zwei tätigen Vulkanen liegt, gegen dreißig deutsche Meilen weit verfolgen. In ihrem Gebiet, zwei bis drei Tagreisen von der Bai des Ueberflusses entfernt, liegt ein merkwürdiger See, von den Eingeborenen Rotsmahana oder der warme See genannt. Er ist ziemlich klein, noch nicht eine halbe Stunde lang und dreimal weniger breit. Seine Ufer sind teils flach und sumpfig, teils werden sie von baumlosen Hügeln gebildet. In seinem Wasser und an seinen Ufern sprudeln eine Menge von heißen Quellen hervor. Hochstetter fand auf den Hügeln fünfundzwanzig größere heiße Quellen. An vielen Stellen braucht man nur den Stock in die Erde zu stoßen oder die Felsspalten von den in ihnen entstandenen Krusten zu reinigen, um sofort heißen Wasserdampf herzulocken. Der See hat eine verschiedene Temperatur, die in der Nähe der heißen Quellen bis auf 40 Grad Celsius steigt. Das schlammige und trübe Wasser ernährt keinen einzigen Fisch, aber an den Ufern brüten viele Wasservögel, denen der benachbarte kalte See und mehrere Sümpfe Nahrung liefern. Unter den heißen Quellen am Ufer sind zwei besonders schön. Die eine füllt ein 80 Fuß langes und 60 Fuß breites Becken, dessen durch Ueberfinterung entstandene schneeweiße Farbe gegen das blaue immer mehrere Fuß aufwallende Wasser prächtig absticht. Hier steigt die Temperatur des Wassers am Rand auf 84 Grad Celsius. Im Ueberfließen über den Rand hat das Wasser am Abhange des Hügels hinunter ein System von Kieselsinter-Terrassen gebildet, die wie ein aus weißem Marmor gebildeter Wasserfall aussehen. Von jeder Stufe hängen zarte Tropfsteinbildungen nieder und die breiten Stufen umschließen Wasserbecken, die ebensoviele natürliche und wunderschöne Badewannen sind. Weniger großartig, aber dagegen zierlicher und feiner sind die Stufen vor dem Rande der zweiten Quelle gebildet. Ihre größte Schönheit liegt in dem sanften Rosenrot, mit dem sie angehaucht sind. Diese Quellen erweisen sich bei Hautkrankheiten und rheumatischen Leiden sehr heilkräftig. -z.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Kurzsichtigkeit bei den gelehrten Berufsarten. Während die schulärztlichen Untersuchungen uns genauen Aufschluß über die Sehkraft der Schüler in den einzelnen Schulen geben, liegen solche über die Augenverhältnisse der verschiedenen Berufsarten nur ganz vereinzelt vor. Es wäre nun aber gerade von Interesse, zu erfahren, ob bei den Gelehrten die in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit noch zunimmt, und bis zu welchem Grade dies der Fall ist. In Tübingen sind die Augen der Theologie-Studierenden untersucht worden; es fanden sich darunter 62 Prozent Kurzsichtige, also ein recht erheblicher Prozentsatz. Dieses Zahlenverhältnis war bei den evangelischen und katholischen Studierenden ziemlich gleich; ein Unterschied ergab sich jedoch hinsichtlich des Grades der Kurzsichtigkeit, denn bei den Evangelischen fanden sich nur zu 21 Prozent leichtere Grade dieses Augenleidens, bei den Katholischen dagegen 54 Prozent. Zur Erklärung dieses Unterschiedes, der umso merkwürdiger ist, als ja das Maß der Naharbeit bei beiden Klassen das gleiche ist, muß man die verschiedene Altersmischung der Studenten heranziehen. Die Evangelischen stammen von Vätern ab, die selbst viel Naharbeit verrichteten, die Katholischen mehr von Handarbeitern. So äußert sich die Erblichkeit der Kurzsichtigkeit an der geringeren und größeren Ausbildung des Leidens.

Was die Volksschullehrerinnen anlangt, so hatte Professor Hirschberg in Berlin angegeben, daß eine außerordentlich große Zahl derselben an der schlimmsten und gefährlichsten Form der Kurzsichtigkeit leide, was er als Folge der ungeheuren Mißhandlung des Auges durch die weiblichen Handarbeiten betrachtete. Diese Aufsehen erregende Feststellung wurde von Prof. Stilling in Straßburg nachgeprüft. Er untersuchte sämtliche Volksschullehrerinnen in Straßburg, im ganzen 148, und fand darunter 65 mit nicht normaler Sehschärfe, kurzsichtig waren 16,8 Proz., an bösartiger Kurzsichtigkeit litt nur eine. Das Resultat war also demjenigen Prof. Hirschbergs direkt entgegengesetzt. Dr. Gelpke in Karlsruhe fand bei den Lehrerinnen 60 Proz. Kurzsichtige. Dieser auffallende Unterschied kann nur in örtlichen Verhältnissen seine Ursache haben. Prof. Stilling betont, daß den elsässischen Schulen auf keinen Fall der Vorwurf gemacht werden dürfe, daß die Lehrerinnen durch Handarbeit überbürdet würden, weil der Unterricht in den Handarbeiten in den unteren Klassen auf vier, in den oberen Klassen auf fünf Stunden wöchentlich beschränkt sei. Niedrigens würden nach den eigenen Angaben der Lehrerinnen ihre Augen durch die Handarbeiten viel weniger leiden, wie durch anhaltendes Lesen und Schreiben.

Die große Zehe als Daumen. In der letzten Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft stellte Prof. Dr. F. Krause, dirigierender Arzt am dortigen Augusta-Hospital, einen jungen Mann vor, der als Kind seinen rechten Daumen durch einen Unglücksfall verloren hatte und dem Prof. Krause als Ersatz die große Zehe anstelle des verlorenen Daumens anheilte. Der junge Mann konnte infolge des fehlenden Daumens keine Stellung finden; er war infolgedessen seelisch sehr deprimiert, und es war notwendig, ihm zu helfen. Die Operation wurde in der Weise durchgeführt, daß die große Zehe des jungen Mannes zum Teil losgelöst und an dem verstümmelten Daumen befestigt wurde. Damit die Anheilung ungestört vonstatten gehe, wurde ein großer Gipsverband um den in gebeugter Stellung befindlichen Patienten angelegt. Er erlrug diese unbequeme Stellung, bei der das Bein stark gebeugt war, recht gut; nach 17 Tagen war die Zehe an dem Daumenstumpf angewachsen und lebensfähig, so daß sie völlig vom Fuße losgetrennt werden konnte. Jetzt sind über Monate seit der Operation verflossen; der ästhetische Effekt ist ein vorzüglicher. Der junge Mann hat einen Daumen, denn nur der Eingeweihte seine Herkunft ansieht, allerdings ist der Finger nur passiv beweglich.

Naturwissenschaft.

Was die Ströme leisten. Die ungeheure Arbeit der Ströme wird am besten ersichtlich, wenn man die von ihnen fortgeführten Stoffe, wie Schlamm, Sand und Kies, berechnet. Der vielbesungene Rhein ist auf seinem Lauf durch die Pfalz so arg mit festen Stoffen beladen, daß auf jeden Kilometer eine Million Kubikmeter oder 50 Millionen Zentner an Kies, ohne den Schlamm, entfällt. Natürlich rücken diese ungeheuren Massen nicht in gleichem Tempo mit der Strömung vorwärts, aber sie werden in jedem Jahre 275 Meter weitergeschoben und bei dem beständigen Rollen und Scheuern allmählich ganz zerrieben. An Schlamm wirft unser Rhein allein in etwa 30 Tagen seines Hochwassers an zwei Millionen Kubikmeter ins Meer. Die Themse befördert jährlich gegen 6000 Kubikmeter ins Meer, also Geike, der auch die übrigen Flüsse des britischen Inselreiches in Betracht gezogen, berechnete daraus, daß es nur 5½ Millionen Jahre dauern könne, bis die Arbeit dieses Flußnetzes, der heutigen gleichbleibend, Britannien dem Meeresniveau gleichgemacht haben werden. Die in ihrer Schlammführung sehr wechselnde Donau wirft jährlich bald 23 Millionen Kubikmeter, bald das Doppelte durch ihre fünf Mündungen in das Schwarze Meer. Vom Mississippi ist berechnet worden, daß er jährlich 100 Millionen Kubikmeter fester Stoffe in den Golf von Mexiko führt. Diese Sentstoffe, Milliarden von Zentnern alle Jahr, zu denen noch diejenigen des ebenfalls gewaltigen Rio Grande hinzukommen, belasten nach den Ausführungen des amerikanischen Geologen M. Gea die Nordküste des mexikanischen Golfes so stark, daß sie in beständigem Sinken begriffen ist.

Ein anderer Riesenstrom, der Colorado, hat im Laufe der Jahrtausende ein Schluchtensystem in die Felsenplateaus des amerikanischen Westens gegraben, welches 1000 bis 2000 Meter tief, bis zu 10 Kilometer breit und Hunderte von Kilometern lang ist. Die Massen, welche hier fortgeräumt und vom Colorado in den kalifornischen Golf getragen sind, zählen nach Tausenden von Kubikmetern und würden, von Steinen aufgetürmt, mehrere Gebirge von der Größe des Harzes oder Thüringerwaldes ergeben. Vom heiligen Strome der Indier aber, dem Ganges, sagt Hell, daß es kaum möglich sei, sich von seinem ungeheuerlichen Schlammtransport eine richtige Vorstellung zu machen. Verteilt man die ihm nachgerechnete Menge von Senkstoffen auf die Tage des Jahres, so wirft dieser Strom an jedem Tage die unglaublich scheinende Masse von 550 000 Kubikmetern fester Stoffe ins Meer.

Man könnte daraus täglich vor der Mündung eine Bank formen, welche